

Nr. 251. Bromberg, den 1. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

(4. Fortsetzung.) ———

Leid tun konnte einem der arme Teufel Stuckering. Das war schon eine besondere Tücke des Schicksals, daß er die Flinte gerade zu einem Zeitpunkt ins Korn geworfen hatte, wo vielleicht durch eine große Erbschaft all sein Elend ein Ende gehabt hätte! Aber von der Erbschaft hatte er nichts gewußt, er las keine Zeitungen, er war ahnungslos in den Tod gegangen.

Schade um die Millionen, dachte Freese, die nun — Er stockte plötzlich und blieb mitten auf der Straße stehen. Weshalb sollte das Geld verloren sein? Wofern nämlich tatsächlich ein Anspruch bestand. Wenn der Maler Stuckering tot war, so lebte doch seine Frau, sie war seine gesetzliche Erbin, also auch Erbin in der Anwartschaft auf die Dollars des Herrn Joe Stuckering in Ottawa, wenn an diesem Millionenmärchen doch etwas Wahres war.

Freese hatte in den neun Jahren gelernt, daß Glückszufälle sehr selten sind und daß sich alles nach sehr harten Gesetzen abwickelt. Aber nun begann sich doch langsam seine Phantasie zu entzünden und eine Viertelstunde später schien es ihm bereits gar nicht mehr so unwahrscheinlich, daß es auch Riesenerbschaften geben konnte, die ausnahmsweise nicht im Monde lagen.

Dieser Gedanke, der sich seiner bemächtigt hatte, wurde so lebhaft, daß er ganz von ihm Besitz ergriff. Freese vergaß völlig, daß es für ihn etwas gab, was ihm hätte wichtiger sein müssen, nämlich die Zukunft Arnold Freeses. Er war schließlich nicht nach Berlin gekommen, um seine Nase in fremde Angelegenheiten zu stecken, und hätte sich eigentlich ohne Zeitversäumnis nach Arbeit umsehen müssen.

Dann besann er sich darauf, daß seine Kleidung in ihrem jetzigen Zustande Verschiedenes zu wünschen übrig lasse und er war leichtsinnig genug, einen Laden, an dem er gerade vorbeikam, aufzusuchen und dort einen neuen Anzug zu erstehen. Das verschlang ein Drittel seiner Barschaft. Allein dies tat seiner unternehmenden Laune keinen Abbruch: im Gegenteil, er fühlte sich, legitimiert durch neue Bügelfalten, als neuer Mensch, der aufrecht und selbstbewußt durch das Dasein schreiten durfte.

In diesem stolzen Gefühl, ein neuer Mensch zu sein, begab er sich in ein Restaurant und aß ausgiebig zu Mittag. Gestern auf der Herreise hatte er noch den festen Vorsatz gehabt, möglichst von Wurst, Käse und Brot zu leben, damit sein Geld weiter reichte.

Er durfte allerdings nicht müßig bleiben, er mußte sich mit dem Rechtsanwalt Dr. Tieck in Verbindung setzen, überlegte er. Schnell entschlossen rief er vom Restaurant bei ihm an. Eine Bureaudame meldete sich: der Herr Rechtsanwalt spreche gerade, ob er warten wolle. Freese erklärte sich dazu bereit und mußte sich ziemlich lange gedulden: dieser Dr. Tieck schien ja stark in Anspruch genommen zu sein! Beneidenswerter Mensch, in dieser Zeit!

Schließlich ertönte eine etwas hohle Stimme: „Hier Tieck, wer ist dort?"

Freese schlug einen forschen, aber liebenswürdigen Ton an. „Es handelt sich um die Sache Stuckering, Herr Anwalt. Sie haben einen Zahlungsbefehl über hundertsechzig Mark bewirkt. Ich hätte mich mit Ihnen gerne über diese Geschichte auseinandergesetzt."

„Ach ja, Herr Stuckering. Tut mir leid, Sie werden zahlen müssen! Da gibt es kein anderes Mittel."

„Gewiß. Selbstredend wird bezahlt, aber nicht so plötzlich! Die Verhältnisse haben sich zwar etwas verändert . . ."

Dr. Tieck ließ ein gedämpftes Lachen hören. „Sie drücken sich sehr vorsichtig aus, Herr Stuckering, aber man weiß mehr als Sie glauben. Ihnen steht ja eine mächtige Stange Gold zu. In der Zeitung liest man eine ergreifende Geschichte über Sie."

„Nicht möglich! In der Zeitung steht das?"

„Ausführlich. Und auch, daß Sie — na, darüber wollen wir lieber schweigen! Seien Sie froh, lieber Herr Stuckering, daß Sie so davongekommen sind! Es wäre ja auch zu albern gewesen, wenn Sie sich gerade im unrichtigen Moment auf Nimmerwiederkehr empfohlen hätten! Wissen Sie was, Herr Stuckering, man verständigt sich besser mündlich, kommen Sie mal mit ran, ich stehe Ihnen gerne zur Verfügung."

„Kann ich jetzt kommen, ich bin gerade frei?"

„Jetzt? Warten Sie mal . . ." Es entstand eine Pause, während der offenbar vielbeschäftigte Rechtsanwalt Nachschau hielt, ob diese unvorhergesehene Unterbrechung seiner gedrängten Zeiteinteilung möglich sei. Dann vernahm man wieder seine Stimme: „Ich will Sie ausnahmsweise einschieben. Um vier Uhr zehn, wenn ich bitten darf! Es wird mich freuen."

Freese hängte lachend ab. Er war angenehm überrascht: So leicht und glatt war das gegangen, der böse Mann, der Stuckering einen Zahlungsbefehl geschickt, hatte sich so entgegenkommend benommen, es war gerade, als hätten sich die Dinge mit einem Zauberschlag verändert.

Er erhob sich, zahlte und ging, um sich die betreffende Zeitung zu kaufen.

VI.

Auf dem Wege zum Anwaltsbureau las Freese den Bericht unter der fettgedruckten Schlagzeile: „Millionenerbschaft eines Selbstmordkandidaten". Es war äußerst schmeichelhaft, was da über den Maler Stuckering gesagt wurde, und geradezu ergreifend, wie Tetzlaff dessen vergebliches Ringen um Anerkennung schilderte, den Kampf, der schließlich zum letzten Verzweiflungsschritt geführt hatte. Weiter erzählte der Bericht von der Rettung und dem seltsamen Spiel des Zufalls, das den eben dem Tode Entronnenen vermutlich zum Millionenerben machte und ihm alle Zukunftssorgen abnahm.

Freese las den Bericht — im Gedränge der Straße — mehrmals durch, bis er beinahe jedes Wort auswendig wußte. Sehr nett hatte Tetzlaff seine Sache gemacht! Schade, daß Stuckering nicht mehr lesen konnte, wie hier

sein Lob gesungen wurde! Aber das eine Gute hatte der Bericht: er würde es ihm — Freese — wesentlich erleichtern, die Festung in der Mühlstraße 40 zu halten. Hatte sich doch auch Dr. Tieck, der augenscheinlich unter dem frischen Eindruck des Berichtes stand, schon bemüßigt gesehen, mildere Saiten aufzuziehen. Es war gute Aussicht, mit ihm fertig zu werden.

Im Anwaltsbureau wurde Freese von einer blassen Sekretärin empfangen, die ihn mit kurzsichtigen Augen anblinzelte, als er sagte, daß er in der Angelegenheit Stukkering komme. Ihr kunstvoll gelocktes und gewelltes Haar konnte ihre sonstige unbestreitbare Häßlichkeit nicht wettmachen. Sie bat ihn, in ihrem Bureau Platz zu nehmen. Dessen Ausstattung bestand aus dem Schreibtisch, an dem sie saß, und aus einem bis zur Decke reichenden und übervoll beladenen Aktenregal. Sonst standen nur noch einige wacklige Stühle umher, deren bester von einer jungen Dame eingenommen wurde. Sie wartete gleichfalls auf den Anwalt. Freese konnte ihr Gesicht nicht sehen, da sie ihm den Rücken zudrehte und sich in eine Zeitung vertieft hatte, von der sie nicht aufblickte, als er eintrat.

Die blasse Sekretärin entfaltete eine fieberhafte Tätigkeit, sie fand keine Minute lang Ruhe: bald mußte sie Telephongespräche erledigen, bald sprang sie auf und suchte Akten heraus, dann wieder lief sie ins anstoßende Zimmer, ins Allerheiligste ihres hohen Chefs, um sich dort Weisungen zu holen, hernach raste sie wieder an die Schreibmaschine und bearbeitete dort, wie gejagt, die Tasten. Manchmal griff sie mit einer müden Geste an ihre Stirne, gleichsam um sich zu besinnen, ob sie nichts vergessen habe. Inzwischen klingelte wieder der Fernsprecher — man hatte den Eindruck, daß hier ein heftiger Betrieb im Gange war und daß der Rechtsanwalt Dr. Tieck zu den meistbeschäftigten Anwälten Berlins gehören mußte.

Diese Annahme schien sich zu bestätigen, als die Sekretärin Freese mit einem kleinen koketten Lächeln um vier Uhr zwanzig mitteilte, er müsse sich leider noch gedulden, denn Dr. Tieck sei immer noch nicht frei. Es schien ihr nicht unangenehm zu sein, daß der fabelhaft interessant aussehende Künstler und Millionenanwärter noch länger warten mußte in ihrem Zimmer.

„Wann komme ich denn endlich daran?" fragte jetzt die junge Dame mit der Zeitung. Freese vernahm eine angenehme, etwas verschleiert klingende Stimme und blickte überrascht in ein schmales, reizvolles Gesicht; graue Augen, aufwärtsstrebende kecke Nase und vollen, lebenswilligen Mund.

„Ja, wann komme ich nun an die Reihe, können Sie mir das nicht sagen, Fräulein Hegewald?" wiederholte sie.

Die Sekretärin, Fräulein Hegewald, erwiderte in belehrendem Ton: „Sie haben sich nicht angesagt, Komteß, wie leider nie, und da müssen Sie schon die Freundlichkeit haben, sich zu gedulden."

Ohne gekränkt zu sein: „Na ja, muß ich eben. Ich habe ja auch Zeit."

„Ich habe auch Zeit", bemerkte Freese höflich. „Ich meine nur, wenn Sie vorher . . ."

Die Komteß lachte: „Wir werden uns um den Vortritt nicht streiten. Außerdem mache ich es kurz: ich will mich bei Dr. Tieck nur bedanken."

„Ach so", erwiderte Freese, als wüßte er, wofür sie danken wollte.

Sie gab freimütig die Erklärung: „Weil er mich nämlich freigebracht hat."

Freese schwieg etwas enttäuscht.

„Er hat das sehr tüchtig gemacht", fuhr sie unbeirrt fort. „Allerdings war ich wirklich unschuldig."

„Zweifellos!" sagte Freese, von der Wahrheit dieser Behauptung schon durch ihren bloßen Anblick überzeugt.

„So ganz zweifellos war es leider anfangs nicht", widersprach sie lachend, „vor allem die Leute, denen ich Geld habe schuldig bleiben müssen, waren anderer Meinung, sonst hätten sie auch nicht Anzeige erstattet. Sie haben geglaubt, ich sei eine Hochstaplerin. Nun, wer ich bin, habe ich zum Glück beweisen können. Ist ja auch egal: bezahlen konnte ich deshalb doch nicht. Aber Dr. Tieck hat dann dem Richter sehr einleuchtend auseinandergepolkt, daß ich von Haus aus den Willen gehabt habe, alles zu begleichen, und daß ich annehmen konnte, meine Eltern würden mir helfen, und das war auch unbedingt richtig."

„Ihre Eltern sind also eingesprungen?" Die offenherzige Sünderin gefiel ihm immer besser.

„Kein Gedanke! Man hat mich sitzen lassen. Aber das konnte ich vorher nicht wissen, meinte Tieck, und das stimmte. Leider hatte ich mich geirrt: von Hause kam kein Pfennig! Nicht einmal geantwortet haben sie mir. Wie finden Sie das?"

„Grausam!" meinte Freese überzeugt und blinzelte belustigt. Entzückend war sie in ihrer ein wenig kecken Naivität.

Die Gräfin zog ein kleines silbernes Zigarettenetui hervor und begann zu rauchen. „Unter uns gesagt hatte mein alter Herr recht", fuhr sie plaudernd fort. „Er hatte mich ja nicht geheißen, nach Berlin zu gehen, und ich habe ihn auch nicht um Erlaubnis gefragt."

„Sind Sie ausgekniffen?"

„Erraten!" bestätigte sie heiter. „Und jetzt hängt ein furchtbarer Familienfluch in der Luft, der da herniedergehen wird auf die verlorene Tochter, so da vor Ihnen sitzet und nicht bereuet. Sie wollen mich nämlich aushungern und kirre kriegen. Aber ich habe einen ebenso harten Schädel wie mein Vater. Und Mama — die kann sich jetzt gar nicht mehr daran erinnern, daß sie in ihrer Jugend Dinge gedreht hatte, die viel toller waren. Ich habe nur ein bißchen Schulden gemacht."

„Darf man fragen, was Sie nach Berlin geführt hat?" erkundigte sich Freese, überwältigt von diesen rückhaltlosen Bekenntnissen.

Sie war erstaunt, daß er nicht begriffen hatte. Er sah doch aus wie ein leidlich vernünftiger Mensch. „Weil ich mich daheim zu Tod gelangweilt habe", setzte sie auseinander. „Und weil man hier Karriere machen kann."

„Welche Karriere?"

„Sie sind ein Pedant, daß Sie so fragen! Ich habe mich auf keine bestimmten Pläne festgelegt. Können Sie mir vielleicht sagen, welches Ziel sich heute ein junges Mädchen stecken soll, das reiten, tanzen und einige Sprachen kann und das nicht gerade häßlich ist? Ich überlasse das meinem guten Stern. Habe ich nicht recht?"

Freese konnte — bezaubert von so blühendem Optimismus in einem so entzückenden Mädchenkopf — nur ein kurzes unverbindliches „Gewiß" erwidern, obgleich er viel Lust gehabt hätte, das Thema weiter zu erörtern, aber Fräulein Hegewald machte ihn mit eifersüchtigem Nachdruck aufmerksam, daß Dr. Tieck nunmehr bereit sei, ihn zu empfangen.

Im Nebenzimmer saß der vielbeschäftigte Rechtsanwalt und blätterte wichtig in einem Aktenfaszikel. Er war ein Mann mit einem drolligen alten Kindergesicht, angegrauten Haaren und einem übergroßen Kopf, der auf zu schmächtigen Schultern saß.

„Also, Herr Stuckering! Bitte, nehmen Sie Platz!" sagte Dr. Tieck mit einer majestätischen Bewegung, die Freese im Stillen erheiterte. „Sie sind ja auf dem besten Wege, ein bekannter Mann zu werden."

„Ich bin darüber nicht besonders entzückt", wandte Freese rasch ein.

„Sie werden es nicht hindern können! Ihr Fall ist so eigenartig, daß man sich mit Ihnen beschäftigt, ob Sie nun wollen oder nicht. Die Hauptsache aber ist, daß Sie ja zu Geld kommen dürften."

„Das steht zu erwarten", meinte Freese vorsichtig. „Aber so schnell geht das nicht. Augenblicklich ist noch nichts da."

„Und deshalb möchten Sie wegen des Zahlungsbefehles . . . er soll zurückgezogen werden?" fragte der große Jurist mit dem gutmütigen Kindergesicht wohlwollend.

„Ja."

Die Miene Dr. Tiecks drückte Bereitschaft aus, Gnade vor Recht ergehen zu lassen. „Ich müßte mit meinem Mandanten einmal reden. Ich nehme an, Herr Sichel wird keine Schwierigkeiten machen, er ist ja kein Unmensch, — wenn Sie bereit sind, die Kosten zu tragen. Ihnen wird das jetzt nichts mehr ausmachen. Herr Sichel müßte freilich auch damit rechnen können, daß Sie sein Kunde bleiben, ein sehr guter Kunde sogar — —"

„Warum nicht? Ein Dienst ist des anderen wert."

(Fortsetzung folgt.)

Menschen statt Maschinen!

Die technologische Arbeitslosigkeit. — Andere Steuerpolitik?

Von Alfred Berg.

Die nationalsozialistische Revolution hat auch eine Neuorientierung in der Maschinisierung mit sich gebracht. Der Begriff der Nationalisierung hat eine Umwertung erfahren. Nationalisierung ist „die Erfassung und Anwendung aller Mittel, die Technik und planmäßige Ordnung zur Hebung der Wirschaftlichkeit bieten.“ Das ist die alte Definition dieses Begriffes, die ihrem Wesen nach betriebswirtschaftlich ist. Wenn das Wort „Nationalisierung“ seinen schlechten Klang verlieren soll — Millionen deutscher Menschen verbinden mit ihm die Ursache ihrer Arbeitslosigkeit — dann muß aus dem ursprünglichen betriebswirtschaftlichen Sinn ein volkswirtschaftlicher werden. Volkswirtschaftlich verstanden kann also von einer richtigen Nationalisierung nicht die Rede sein, wenn zwar ein Produkt durch eine technische Umstellung billiger hergestellt werden kann, dafür aber der Arbeitsmarkt mit einigen tausend Arbeitern mehr belastet wird. Es kann nicht bestritten werden, daß es eine Arbeitslosigkeit gibt, die ausschließlich durch die Maschinentechnik hervorgerufen ist. Mit dieser Feststellung wird gleichzeitig zugegeben, daß nicht alle Maschinen Arbeitslosigkeit nach sich gezogen haben. Es ist zu unterscheiden zwischen Maschinen, die Menschen ersetzen, also ausschalten, und solchen, die die Arbeit verbessern, vervollkommnen, dem Arbeiter sein Werk erleichtern, ja, seine Arbeitsfreude erhöhen.

Die Fragestellung „Mensch oder Maschine?“ ist also keine rein technische, betriebswirtschaftliche, sondern eine volkswirtschaftliche, soziale. Die deutsche Steuerpolitik der Nachkriegsjahre hat die Zahl der von Unternehmungen Beschäftigten, bzw. die ausgezahlten Lohnsummen zur Grundlage ihrer Erhebung genommen. Nicht zuletzt hat gerade diese Politik die Verdrängung menschlicher Arbeitskräfte durch maschinelle gefördert. Die Maschinen arbeiteten ja nicht nur billiger als die Menschen, sondern waren auch nicht durch Beitragspflicht zu den Sozialversicherungen belastet. Welche unerfreulichen Wirkungen das gehabt hat, geht ohne Weiteres daraus hervor, daß durch Maschinen freigestellte Arbeitskräfte nicht nur ihre Beitragspflicht dem Staat gegenüber nicht mehr erfüllen konnten, sondern ihn überdies noch belasteten, und daß weiter die neuaufgestellten Maschinen — in diesem Zusammenhange sind selbstverständlich nur diejenigen Maschinenarten gemeint, die zu keinem andern Zweck errichtet worden sind, als zu dem, Menschen zu ersetzen — für diesen Ausfall der Beiträge nicht einsprangen. In dieser Verbindung ist auch der Gedanke einer Maschinensteuer aufgetaucht. Die vom Staatssekretär des Reichsfinanzministeriums Dr. Reinhardt angekündigte Steuerreform wird wahrscheinlich auch auf diesem Gebiet den für alle Teile gerechten Ausgleich finden.

Man kann nicht, wie das versucht wird, die großen Maschineninvestitionen und die gleichzeitig kleine Arbeitslosigkeit früherer Jahre zu dem heutigen umgekehrten Verhältnis in Beziehung setzen, um zu beweisen, daß die Maschinisierung an der Arbeitslosigkeit nicht schuld sei. Es wird ins Feld geführt, daß es ja auch vor dem Kriege, zu einer Zeit, in der die Technik einen ungeheuren Aufschwung nahm, keine Arbeitslosen gab — abgesehen von denjenigen, die wegen ihrer Untauglichkeit nicht eingereiht werden konnten. Man darf aber nicht vergessen, daß damals aufnahmefähige Auslandsmärkte zur Verfügung standen, die heute längst nicht mehr vorhanden sind. Man kann die damaligen Verhältnisse nicht zum Maßstab für die heutigen machen. Eine hemmungslose technische Entwicklung ist nur gerechtfertigt bei einer entsprechenden Aufnahmefähigkeit der Märkte. Die ist heute nicht mehr vorhanden. Das ist ja gerade das Übel, daß einer gewaltigen Industriekapazität eine ebenso große Marktschrumpfung gegenübersteht. Es wird darauf hingewiesen, daß auf der fortschreitenden Anwendung immer neuer, besserer Maschinen die ganze wirtschaftliche Entwicklung der letzten 150 Jahre beruht. Soll das etwa ein Grund sein, diese technische Entwicklung im gleichen Tempo bei völlig veränderter Sachlage weiterzutreiben?

In welcher Richtung die Bestrebungen der Reichsregierung gehen, sagt eine Bestimmung der Durchführungsverordnung zu den Arbeitsbeschaffungs-Maßnahmen, nach der bestimmte Arbeiten durch menschliche Arbeitskräfte ausgeführt werden sollen, mit der Einschränkung, daß maschinelle Hilfsmittel nicht unerläßlich sind und daß keine unverhältnismäßige Verteuerung eintritt. Von einem „Maschinensturm“ kann also nicht die Rede sein. Es soll lediglich mit dem Mißstande aufgeräumt werden, daß es in Deutschland noch Maschinen gibt, die nicht zum Segen der Volkswirtschaft und der deutschen Menschen arbeiten. Diese Einsicht beginnt auch allmählich in der Wirtschaft Platz zu greifen. So hat vor einigen Tagen der Vorstand der Sarotti-A.-G. sich entschlossen, zunächst für das Jahr 1933 keine Maschinen anzuschaffen, die Menschenarbeit ersetzen. Dadurch war es der Gesellschaft möglich, seit dem 1. August d. J. rund 600 neue Arbeitskräfte einzustellen. Aus dem Bezirk München-Gladbach-Rheydt ist aus Arbeitgeberkreisen die Anregung gekommen, Untersuchungen darüber anzustellen, inwieweit die Anwendung der in der Textilindustrie benutzten Knopfannähmaschinen an Stelle der Handarbeit unbedingt erforderlich ist. Dabei wurde festgestellt, daß die Produktionsbedingungen der fraglichen Maschinen, die zu einer beträchtlichen Einsparung von Arbeiterinnen geführt hatten, nur unbedeutend günstiger sind als die Anwendung von Handarbeit. Es ist damit zu rechnen, daß in der nächsten Zeit etwa 2000 Näherinnen in dieser Industrie wieder Beschäftigung finden. In der chemisch-pharmazeutischen Glasindustrie Thüringens erging vor einiger Zeit ein Verbot für die Aufstellung neuer Maschinen, die die Glasbläser ausschalten, außerdem noch ein Verbot für Mensch und Maschine, die 48-Stunden-Woche zu überschreiten. Es handelt sich hier allerdings nur um eine Übergangsmaßnahme. Ähnlich verhält es sich bei der Einschränkung der Verwendung von Maschinen in der Zigarrenindustrie. Diese Maßnahme soll den mittelständischen Charakter der Zigarrenindustrie und die Lebensgrundlage von Gebieten, in denen die Zigarrenindustrie heimisch ist, schützen. Es soll vermieden werden, daß Maschinen im großen Ausmaße aufgestellt werden und zu einer Massenarbeitslosigkeit in Gegenden führen, die bisher gesund waren. Ein preußischer Runderlaß bestimmt, daß beim Straßenbau aus dem Arbeitsbeschaffungsprogramm dem Handsteinschlag der Vorzug vor dem Maschinensteinschlag zu geben ist, auch dann, wenn eine gewisse Verteuerung in Kauf genommen werden muß. Eine Abmachung zwischen dem Einzelhandel und der Automatenindustrie sieht vor, daß vorläufig keine Automaten mehr aufgestellt werden dürfen. Diese Automaten hätten nicht nur vielen Verkäufern den Arbeitsplatz genommen, sondern auch die sozialen Bedingungen des selbständigen Mittelstandes verschlechtert. Auch in Danzig laufen Bestrebungen, die Maschinenbenutzung auf das erträgliche Maß zu senken. Neue Maschinen sind genehmigungspflichtig, wenn sie eine Verringerung der Arbeitnehmerzahl mit sich bringen. Soeben wird bekannt, daß der Treuhänder der Arbeit für das Rheinland der Bimsindustrie die Prüfung der Frage, in wie weit durch eine Umstellung vom Maschinen- zum Handbetrieb eine Mehreinstellung von Arbeitern zu erreichen ist, nahegelegt hat. Die Bimsindustrie ist bereit, wenigstens teilweise zum Handbetrieb überzugehen, wenngleich diese Umstellung große Kosten verursacht.

Es wäre kurzsichtig, einen technischen Fortschritt grundsätzlich unterbinden zu wollen. Techniker und Erfinder können und werden nur weiterarbeiten, wenn auch eine praktische Verwertung der Erfindungen möglich ist. Außerdem ist zu beachten, daß der Maschinenexport einer der wichtigsten Posten der deutschen Ausfuhr ist. Die deutsche Wirtschaftsführung steht hier vor sehr schwierigen Fragen, die nur jeweils von Fall zu Fall zu beantworten sind. Die Reichsregierung hat aber bewiesen, daß sie solche Aufgaben nicht dogmatisch, sondern mit klarem Blick für die nüchterne Wirklichkeit zu lösen pflegt.

Die Reisekatze.

Skizze von **Carola Baronin Crailsheim-Pappenheim.**

Die Autofahrt ging von München nach Würzburg. Dorthin war Papa als Bibliotheksdirektor berufen worden. Hanni und ihr junger Bruder holten ein von Bekannten erworbenes Auto ab und nahmen in Ansbach die Großmutter mit. In Gesellschaft ihres geliebten Katers Peter war nun Großmama bestens untergebracht und machte ein Schläfchen. Doch in dem Hanni völlig unbekannten Ort Uffenheim erwachte die alte Dame zu einem entsetzlichen Schrecken: Peter war fort.

Wie konnte das geschehen? Nur ein handbreiter Streifen der Scheiben gegen das Steuer stand offen, am Steuer saß Hanni, neben ihr Erich. „Ihr mußtet es doch sehen, wenn Peterle zu euch herauskam und aus dem Fenster sprang", zürnte Großmutter. Ja, ohne Zweifel hätte man es gesehen. Aber da war etwas gewesen. So viele mit Teichrosen übersäte Weiher im stillen Land winkten geheimnisvoll, veranlaßten ein Aussteigen, einen kleinen Weg. Und diese Minuten mußte Peter benutzt haben, zu entfliehen. „Wie hieß der Ort mit den Teichen und den Wasserrosen?" forschte die Großmutter. Ach, es war doch kein Ort dagewesen, nur stilles Wiesenland und ferne Hügel.

Zurückfahren? Unmöglich. Es brach schon der Abend herein, die Eltern in Würzburg warteten, aber Peter wartete sicher nicht auf der Landstraße. — „Sei nur ruhig, Omama, wir setzen ihn in die Zeitungen", tröstete Hanni. „Der kluge Peter hat sich längst in ein Haus geschlichen."

Aufrufe nach dem temperamentvollen, grauweiß gestreiften Angorakater Peter erschienen in den Zeitungen zwischen den Flüssen Rezat und Aisch, ohne daß die versprochene Belohnung eine Antwort einbrachte. Nach einer Woche sagte Professor von Raumer zu seiner Tochter: „Fahr' die Strecke ab! Ich weiß dich zwar ungern allein unterwegs, aber Erich wandert ja im Spessart, und ich kann Großmutters Kummer nicht mehr mit ansehen."

Gut, gut. Oder vielmehr ganz herrlich! Die Fahrt ist zwar nicht gerade so kühn, wie Elly Beinhorns Flüge sind; einen Kater zu suchen war auch nicht zu vergleichen mit der Rettung von Polarexpeditionen, aber ein Familientriumph konnte doch für die zwanzigjährige Studentin daraus werden. Die Tourenkarte gab natürlich die Weiher mit den Wasserrosen nicht an. Aber Hanni fand den richtigen doch wieder. Sie glitt in einen sanften Feldweg ein, stand ratlos vor den Wasserrosen und fuhr dann zum nächsten Dorf. Umfrage von Haus zu Haus: Erstaunte Verneinung. Um eine Katze solle man sich kümmern?

Hanni wurde besorgt. Ein paar Kilometer weiter erreichte sie einen Weiler, sah einen Mann, der weidende Gänse betrachtete. Ein Markstück ermunterte ihn. „A Katz? Halt a Katz? No ja, wie ich vorgestern beim Herrn Baron Thenn im Schloß drüben war, da habens mir von einer fremden Katz erzählt!"

Vielleicht ist es sehr lächerlich, in ein freiherrliches Schloß mit der Frage nach einer verlorenen Katze einzudringen. Aber Hanni dachte an den Kummer ihrer Großmutter, als sie an einem hohen Wappenportal hinter einer Wasserschloßbrücke die Klingel zog. Kein feierlicher Diener, sondern ein kleines Dienstmädchen öffnete. Und auf eine Frage lief sie formlos vor Hanni her in einen hellen Schloßhof und rief einem jungen Herrn zu, der Gewehre putzte: „Herr Baron, ein Fräulein will die Katz holen!"

Peter war vor einigen Tagen hier zerzaust und halb verhungert einpassiert. Jetzt lag er satt und schläfrig in einem Korb.

Der junge Baron hörte Hannis Namen, ihre Erzählung, und dann lachte er: „Sie kennen mich wohl nicht wieder, Fräulein Raumer? Wir haben doch vor zwei Jahren auf einem Maskenball in München miteinander getanzt."

„Dann waren Sie der schwarze Husar, der vor der Demaskierung und dem Essen fortging?" — „Ja", lachte Baron Walter Thenn. „Damals war ich noch nicht der Nachfolger meines Onkels hier, und es gibt im Studentenleben Augenblicke, da man ein Essen nicht mitmachen kann."

Hanni nickte verständnisvoll: „Ich war mein erstes Semester in Innsbruck, da kannte ich auch solche Augenblicke."

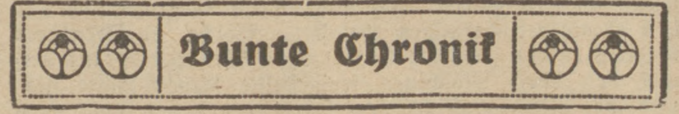
„Und ich kann die feierliche Mahlzeit nicht mal nachholen, denn meine Wirtschafterin ist krank. Aber einen Mokka darf ich Ihnen wohl kochen?!"

Hanni ging ganz unbefangen mit in ein schönes, altes Eßzimmer. Ein Kommilitone, wie nett! Sie wußte auch noch die kleinen Ballgespräche von damals und ihre Zuneigung für den Unbekannten. Und so wurde ein kameradschaftliches Gespräch, das sich steigerte, zu unverhohlener Freude aneinander. Ob sie das Schloß ansehen möge? Gern. Was tut er nur so allein mit den vielen schönen Zimmern? dachte sie und erblickte in mancherlei Spiegeln, daß sie rote Wangen hatte und gut aussah.

„Ich fand Ihre Katze im Garten. Ich möchte doch den Peter da photographieren." Hanni nahm getreulich Peter auf den Arm, damit er sich ruhig verhielt. Und als Thenn seinen Film abgerollt hatte, war in seinen Augen ein sonderbarer Schein. „Die Katze geht nun, aber ich hoffe, Sie kommen wieder." — „Aber gern, gern. Papa braucht Autofahren als Erholung." Hanni sah nach der Uhr und erschrak: „Ich muß nun rasch fort."

Walter Thenn stand schmal und blond neben ihr. „Aber nur in Begleitung. Sonst macht Peter wieder dumme Streiche unterwegs." Sie wurde ganz erregt vor Freude, umhalste Peter, nannte ihn eine ausgezeichnete Reisekatze. „Aber, wie kommen Sie denn wieder heim, wenn Sie mich bis Würzburg bringen?" Walter Thenn machte ein sehr ernstes Gesicht. „Ich komme in Ihrem Wagen wieder heim. Und morgen früh bringe ich Ihnen den Wagen zurück. Ich muß doch unbedingt sehen, ob sich die Reisekatze in Würzburg eingewöhnt oder nach Thenn zurück will."

Und so fuhren sie in die weiche Dämmerung des Sommerabends. Die Reisekatze war diesmal so geborgen, daß sie kein Entrinnen finden konnte. Und die beiden jungen Menschen wußten: Frage und Antwort kam wohl noch nicht heute, aber sie stand am Horizont, wie die Sterne, die jetzt heraufzogen.



Bunte Chronik

Dompteur erwürgt einen Bären.

Zu einem aufregenden Zwischenfall kam es bei der Vorführung einer „Bärennummer" anläßlich des Gastspiels eines Wanderzirkus in Edinburgh. Während des Dressuraktes ging der Bär plötzlich auf den Dompteur los, der nur mit einer Peitsche bewaffnet war, und „umarmte" ihn mit seinen Pranken. Der Dompteur besaß aber ebenfalls wahre „Bärenkräfte". Es gelang ihm, den Hals des Raubtieres zu umschlingen und ihm nach kurzem, heftigem Kampfe das Genick zu brechen. Der Dompteur hat nur leichte Verletzungen erlitten, brach aber nach dem Ende des Ringens vor Aufregung ohnmächtig zusammen.

•

Der General als Schuhputzer.

Das launenvolle Kriegsglück hat einen ehemaligen chinesischen General, den Generalleutnant Kiang Mingsen, der vier Jahre lang für die Freiheit der Mandschurei gekämpft hat, in den Beruf eines Schuhputzers gedrängt. Der General übt gegenwärtig in Schanghai diesen Erwerb aus. Im Gegensatz zu vielen sonstigen chinesischen Militärführern ist er von wirklichem Patriotismus beseelt, denn es wird berichtet, daß er aus seinem spärlichen Verdienst, der in einem Monat nur 39 Schilling beträgt, sechs Schilling für die Unterstützung mandschurischer Flüchtlinge gespendet hat.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.